

XIV.

Die amerikanische Expedition nach Japan.

Als Strabon die Thatsachen zusammenstellte, welche in den der Abfassung seines Werkes vorangegangenen Jahrhunderten die Ausdehnung des geographischen Wissens am Meisten gefördert hatten, konnte er nur große kriegerische und politische Begebenheiten hervorheben: Alexander der Macedonier und seine Nachfolger hatten den Orient, die Feldzüge der Römer den Occident erschlossen, auch Gallien, Germanien bis zur Elbe und die britischen Inseln bekannt gemacht; durch Mithradat's Unternehmungen war über die Länder am Pontus neues Licht verbreitet, und die Begründung des Partherreichs hatte zur Kenntniss Hyrkaniens und der centralasiatischen Länder bis Baktrien beigetragen. Neben den Resultaten dieser welthistorischen Ereignisse verschwand der bescheidene Beitrag, den der Handelsverkehr den geographischen Kenntnissen zu allen Zeiten darzubieten pflegt, sowol hinsichtlich seines Umfanges wie seiner Zuverlässigkeit; Strabon lebte recht eigentlich am Abschluß jener großen Periode, in welcher griechische und römische Cultur auf der Spitze des Schwertes nach Ost und West getragen wurde, und der fleißige Gelehrte den blutigen Spuren folgte, die das Vordringen kühner Eroberer in den unterworfenen Ländern zurückgelassen hatte.

Was die Geographie des Alterthums der Eroberungssucht, dankt die des Mittelalters religiösen Motiven, die freilich oft zu nicht minder blutigen Ereignissen führten. Religiöse Motive trieben die Heere der Araber weit in das Innere Asiens und über das nördliche Afrika, und bewahrten inmitten allgemeiner Verkümmern der geistigen Cultur die Fackel der geographischen Wissenschaft wenigstens unter diesem Volke vor gänzlichem Erlöschen; sie führten die Schaaren der Kreuzfahrer und Pilger nach dem Orient und retteten dadurch einen Keim geographischer Anschauung, der wenige Jahrhunderte später die höchste Fruchtbarkeit entwickeln sollte, vor dem drohenden Untergange; sie leiteten fromme Mönche durch die asiatischen Einöden zum fernsten Osten, wohin nie der Fuß eines Europäers gedrungen war. Damals folgte der Geograph zur wissenschaftlichen Erndte dem Priester und dem Propheten.

Beide Momente haben auch heute noch ihre Wirksamkeit nicht ganz verloren. Der Krieg freilich scheint ein ausschließliches Erbtheil der civilisirten Nationen geworden zu sein und nicht mehr, wie sonst,

die Kenntniß barbarischer Länder aufzuschließen; aber wenn er fast ganz aufgehört hat, neues Terrain für die Wissenschaft zu erobern, so haben doch militärische Interessen zur detaillirten, möglichst erschöpfenden Kenntniß des der Geographie bereits anheimgefallenen Gebietes in hohem Grade beigetragen, und namentlich dadurch, daß sie exacte Terrain-Aufnahmen veranlaßten, eine der vollkommensten Blüten der geographischen Wissenschaft gezeitigt. Auch die Wirkung religiöser Motive hat während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der unermüdlichen Thätigkeit der Jesuiten, zu unserer Zeit in dem Eifer der Missionare einen Nachklang gefunden. Aber, soweit es sich um die Erschließung des bisher Unbekannten handelt, stehen beide Momente weit zurück hinter der gewaltigen Triebkraft, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit stets wachsender Stärke die Handelsinteressen geäußert haben. Zwei Umstände kamen dieser Wirksamkeit ungemein zu Statten: die Buchdruckerkunst, mit deren Erfindung der Aufschwung des Handelsgeistes zusammenfiel, verkürzt die Zeit, in welcher die Erfahrungen und Erforschungen des Einzelnen ein Gemeingut Aller werden, und die Benutzung der Dampfkraft überwindet in wunderbarer Weise die Schwierigkeit, welche die räumlichen Dimensionen der Erforschung ferner Länder bisher entgegengestellt haben. So hat die Wissenschaft in dem Streben nach materieller Verbesserung einen der mächtigsten Hebel gewonnen und ihrerseits dem praktischen Leben die fruchtbarsten Hilfsmittel dargeboten: Wissenschaft und Leben durchdringen sich so innig, daß es oft schwierig ist, zu entscheiden, was wir der spontanen Thätigkeit der einen oder den treibenden Interessen des anderen verdanken.

Sollen wir nun sagen, weshalb gerade die Expedition der Amerikaner nach Japan solche Betrachtungen anzuregen geeignet ist? Es handelt sich bei dieser Unternehmung nicht bloß darum, daß ein seit zwei Jahrhunderten dem europäischen Verkehr verschlossenes Reich wieder zugänglich gemacht ist, oder darum, daß wir über ein paar kleine Inselgruppen und einige japanesische Häfen vollständigere Belehrung erhalten haben. Die Expedition nach Japan ist vielmehr nur eine vereinzelte, wenn auch hervorstechende Thatsache in der großartigen und folgenreichen Bewegung, welche das ausgedehnteste Wasserbecken des Erdballs einem lebhafteren und regelmäßigen Verkehr zugänglicher zu machen, die zahlreichen Inselgruppen, die weiten Küstenländer desselben in den Kreis unserer Culturentwicklung hineinzuziehen sucht. Durch die Anknüpfung vertragsmäßiger Handelsverbindungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan wird die bedeutungsvolle Thatsache constatirt, daß sich die von Europa nach Ost und West ausgegangenen Culturwellen jetzt auf der anderen Seite des Erdballs be-

rühren, daß die Dimensionen dieses Planeten von der Thatkraft des Menschen nicht bloß in vereinzelt Fällen, sondern in ununterbrochener Folge für das praktische Leben bemeistert werden sollen.

Es ist nicht nöthig, auseinander zu setzen, was die Geographie gewinnen wird, wenn der Stille Ocean für den Handelsverkehr nicht mehr ein stilles Meer, sondern so belebt wie der Atlantische sein wird; die geographische Bedeutung dieses Umschwungs ist so augenfällig, daß es keiner Rechtfertigung bedarf, wenn wir das ihn einleitende Ereigniß in diesen Blättern einer ausführlichen Besprechung für werth erachten.

Der Ausgangspunkt der grofsartigen Thätigkeit, welche die entlegenen Küsten des Stillen Oceans näher aneinander zu rücken sieht, liegt in Californien. Wie vor drei Jahrhunderten der lockende Glanz des peruanischen Goldes die rasche Erkundung des ganzen südamerikanischen Continents mächtig beförderte, beschränkt sich auch heute die Wirkung des californischen Goldes nicht auf die Colonisation der Senkung zwischen der Sierra Nevada und der californischen Küstenskette. Sie hat das Gesetz des allmählichen Fortschreitens der Cultur von Ost nach West innerhalb des weiten Gebietes der Vereinigten Staaten kühn durchbrochen und an den Küsten des fernen Oceans, weit entlegen von allen Culturstätten, aus den thätigsten Elementen des unternehmendsten Menschenschlages ein Gemeinwesen begründet, das nach wunderbar schneller Entwicklung alle Hilfsmittel unseres vorgeschrittenen Zeitalters in Bewegung setzt, um mit der civilisirten Welt in Ost und West eine schnelle und gesicherte Verbindung zu gewinnen und zur Erhöhung der Intensität seines regsamen Lebens den Strom des Weltverkehrs durch sein Gebiet zu lenken. Durch diesen plötzlichen Impuls sind Projecte, deren Verwirklichung unter anderen Umständen vielleicht noch ein Jahrhundert auf sich hätte warten lassen, zu brennenden Tagesfragen geworden. Um die Ost- und Westküste der Vereinigten Staaten in eine bequemere Verbindung zu bringen, denkt man daran, die weite Ausdehnung der des Anbaues noch harrenden Prairien durch Schienenwege zu überwältigen, und durchforscht den Isthmus von Panamá, um die geeignetste Stelle zur Anlage einer Canalverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere ausfindig zu machen; die schon jetzt quer über den Isthmus gelegte Eisenbahn ist recht eigentlich ein Resultat des Aufschwungs Californiens. Nach der anderen Seite, nach Westen hin, ergriff der junge Staat sofort das Scepter der Herrschaft über den Stillen Ocean; seine Schiffe befahren des Walfischfanges wegen die nordischen Gewässer, sie treiben einen gewinnreichen Handel mit China und führen von dort tausend fleißige Arme zum Vortheil der Landwirthschaft nach Califor-

nien. Im Hinblick auf eine solche Regsamkeit können sich schon jetzt die europäischen Seemächte einer lebhaften Besorgniß nicht erwehren, wenn sie an das künftige Schicksal der Sandwich-Inseln denken.

In diesem Umschwung, der auf den Gewässern des Stillen Oceans eingetreten ist, war die Nothwendigkeit der Expedition nach Japan gegeben.

Die Entfernung vom Goldenen Thore San Francisco's bis Shanghai beträgt 6475 Seemeilen. Auf einer so weiten Reise bedürfen Segelschiffe einiger Hafenplätze, in denen sie Proviant und frisches Wasser einnehmen können, und den Dampfschiffen, die jene Strecke in 30 Tagen zurücklegen können, ist es unmöglich, den für die ganze Reise erforderlichen Kohlenvorrath mit sich zu führen. Bisher gewährten nur die Sandwich-Inseln, 2093 Seemeilen von San Francisco entfernt, einen Ruhepunkt: wenn der Handel zwischen Californien und China rascher aufblühen, wenn namentlich eine Dampfschiffahrtsverbindung zwischen den gegenüberliegenden Küsten des Stillen Oceans hergestellt werden sollte, so war es ein dringendes Bedürfniß, auch auf den beiden Drittheilen des Weges, die jenseits der Sandwich-Inseln liegen, einen Hafenplatz und ein Kohlendepôt zu gewinnen. Ob eines der Eilande in der inselarmen Nordhälfte des Meeres zu diesem Zwecke dienlich sein würde, war zweifelhaft; auf alle Fälle mußte man an einen der japanesischen Häfen denken, als an Ruhepunkte, die zwar den Weg von den Sandwich-Inseln nach China in zwei sehr ungleiche Hälften zerlegen, dennoch aber für die amerikanische Schifffahrt sowol in dieser wie in anderen Beziehungen unentbehrlich sind.

Denn in den japanesischen Gewässern hält sich alljährlich für längere Zeit eine beträchtliche Anzahl amerikanischer Schiffe des Walfischfanges wegen auf. Nicht bloß das Bedürfniß, von Zeit zu Zeit frische Lebensmittel einzunehmen, sondern vornehmlich die Nothwendigkeit eines Zufluchtsortes in diesem von heftigen Stürmen heimgesuchten und klippenreichen Gewässer an einer felsigen, oft von dichten Nebeln verhüllten Küste ließen es schwer empfinden, wie sehr die exclusive Politik des japanesischen Hofes den handeltreibenden Nationen schade. Es mußte als eine Unmenschlichkeit erscheinen, daß Schiffe, die durch Mangel an Proviant, oder um einer Reparatur willen, oder in Folge stürmischen Wetters einen der japanesischen Häfen anzulaufen gezwungen waren, von den Küstenbatterien beschossen und erbarmungslos dem Winde und den Wogen preisgegeben wurden, und es war tief zu beklagen, daß Schiffbrüchige selbst dann, wenn sie sich an die Küste gerettet hatten, hier eben so verschollen und verloren waren, als ob sie auf hoher See ihren Untergang gefunden hätten. Um die ganze Unerträglichkeit solcher Verhältnisse zu erkennen, darf man sich die

ungastlichen Küsten des japanesischen Inselreichs mit seinen der Schifffahrt so gefährlichen Gewässern nur in den Atlantischen Ocean auf den Weg von Liverpool nach New-York versetzt denken: alle handel-treibenden Nationen würden sofort die Nothwendigkeit fühlen, einem so singulären Unwesen ein Ende zu machen. Es war für den Aufschwung des Schiffsverkehrs in der nördlichen Hälfte des Stillen Oceans eine unerläßliche Vorbedingung, daß den einfachsten Geboten der Menschlichkeit an den japanesischen Küsten Nachachtung verschafft wurde.

Aber die Lösung dieser Aufgabe schien mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft zu sein.

Seit zwei Jahrhunderten waren alle Versuche europäischer Nationen, eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, vollständig gescheitert. Im Jahre 1637 hatte ein kaiserliches Decret alle Portugiesen mit Weib und Kind und allen Angehörigen aus den Grenzen des japanesischen Reiches verbannt, und jeden Eingeborenen, der das Ausland zu besuchen und wieder heimzukehren wagen würde, mit Todesstrafe bedroht. Das Decret fand zwei Jahre später strenge Ausführung. Unmittelbar darauf folgte ein blutiger Bürgerkrieg, in welchem die christliche Bevölkerung ausgerottet wurde; die Inschrift auf dem Grabe der bei Simabara gefallenen Märtyrer, daß „so lange die Sonne scheine, kein Christ es wagen solle, den Boden Japans zu betreten, und daß selbst der König von Spanien oder der Christen Gott die Nichtachtung dieses Verbots mit dem Leben würde büßen müssen“, — diese Inschrift bildete seitdem die unwandelbare Regel für die Politik Japans in Bezug auf alle auswärtigen Nationen. Als die Engländer, — welche von 1613 bis 1623 mit Japan einen ziemlich freien Verkehr unterhalten, dann sich aber freiwillig zurückgezogen hatten und nicht im Entferntesten in die politischen Wirren verwickelt waren, die jener Katastrophe vorangingen, — als die Engländer im Jahre 1673 die unterbrochene Verbindung wieder aufnehmen wollten, wurden sie kurz zurückgewiesen, weil König Karl II. eine portugiesische Prinzessin geheirathet habe. Im Laufe des jetzigen Jahrhunderts haben sie ihren Versuch, zum Theil mit großer Schlaubeit, mehrmals erneuert, doch stets erfolglos. Rußland hatte dasselbe Schicksal. Es wollte 1792 die Zurücksendung schiffbrüchiger Japanesen zur Anknüpfung von Verhandlungen benutzen; aber Lieut. Laxman, der Befehlshaber des russischen Schiffes, wurde in dem Hafen von Hakodadi mit der Androhung, daß er im Falle einer Landung die Freiheit verwirkt habe, zurückgewiesen, und die Japanesen verweigerten sogar die Aufnahme ihrer unglücklichen Landsleute, die sich an Bord des russischen Fahrzeugs befanden. Kaiser Alexander schickte 1804 eine feierliche Gesandtschaft

nach Japan, an deren Spitze Resanoff stand; dieser wurde von den Japanern mit Höflichkeit empfangen, erhielt aber, natürlich erst nach langen Warten, vom Hofe zu Yedo den peremptorischen Bescheid, es sei Sr. kaiserl. Majestät Wille, daß russische Schiffe in Zukunft die japanesischen Gewässer nicht mehr besuchten. „Früher,“ heißt es in dem kaiserlichen Antwortschreiben, „stand unser Reich mit einigen Nationen in Verbindung; aber die Erfahrung hat uns veranlaßt, das entgegengesetzte Princip als das bessere anzunehmen: es ist weder den Japanesen erlaubt, auswärtigen Handel zu treiben, noch Fremden, unser Land zu betreten.“ Um sich zu rächen, landeten die Russen auf den südlichen Kurilen, verbrannten einige Dörfer und tödteten die Bewohner, — eine That, die nicht verfehlen konnte, die Abneigung des japanesischen Hofes gegen Rußland zu steigern; als der im Jahre 1811 bei einer Landung auf den Kurilen von japanesischen Beamten gefangen genommene Capitain Golownin nach langer Haft wieder freigelassen wurde, empfing er ein Schriftstück, in dem die Russen vor jedem neuen Versuch, mit Japan in Verbindung zu treten, ernstlich gewarnt wurden.

Von dieser, zwei Jahrhunderte hindurch festgehaltenen Isolirungs-Politik ist nur zu Gunsten der Holländer und Chinesen eine scheinbare Ausnahme gemacht. Wir sagen, eine scheinbare Ausnahme; denn in der That zeigen die Verhältnisse, unter denen mit den Holländern Verkehr gepflogen wird, noch deutlicher als die barsche Zurückweisung anderer Nationen, wie tief der Grundsatz, fremde Nationen von dem Inselreich fern zu halten, in Japan gewurzelt ist. Daß die Holländer nicht in das Mißgeschick der Portugiesen verwickelt wurden, verdankten sie der schimpflichen Thatsache, daß eben sie die Portugiesen verrathen und die unheilvolle Katastrophe herbeigeführt hatten, und daß sie, um ihre Krämerinteressen zu wahren, zu jeder Erniedrigung und Selbstentwürdigung sich bereit zeigten. Gleich nach der Vertreibung der Portugiesen hatten sie die japanesischen Truppen in dem Vernichtungskriege gegen die einheimischen Christen unterstützt und durch diese schnöde That die Erlaubniß erkaufte, im Lande verweilen zu dürfen; aber kaum sah das Gouvernement die aus den inneren Unruhen erwachsenen Gefahren beseitigt, als es die Rechte der Holländer auf ein Minimum beschränkte, welches nicht sowol eine Ausnahme, als eine praktische Erläuterung der Isolirungspolitik bildete. Schon im Jahre 1641 wurden sie genöthigt, ihre Factorlei von Firando, wo sie sich bequem eingerichtet hatten, nach Dezima zu verlegen, — einem kleinen, nur 600 Fufs langen und 200 Fufs breiten Eiland im Hafen von Nangasaki, und ihr Aufenthalt daselbst wurde solchen Beschränkungen unterworfen, daß er nach Kämpfer's Ausdruck einer

ununterbrochenen Haft glich. Von der Art und Weise, wie die beiden holländischen Schiffe, die hier alljährlich einlaufen durften, behandelt werden, liefert Thunberg eine anschauliche Beschreibung. Auf den Bergen, welche den Hafen umgeben, sind Wachtposten ausgestellt, die, sobald sie mit ihren Fernrohren die Annäherung eines holländischen Schiffes erspäht haben, dem Gouverneur von Nangasaki Nachricht davon geben. Ist das Fahrzeug in den Hafen eingelaufen, so wird es mit japanesischen Wachtschiffen umgeben, welche jeden Verkehr der Mannschaft mit der Factorie verhindern. Japanesische Beamte kommen an Bord, verfertigen ein genaues Verzeichniß der Mannschaft und lassen sich sämtliche Waffen und Munition einhändigen, die von ihnen unter Verschluss gebracht und den Holländern erst bei ihrer Abfahrt wieder überliefert werden; auch die Schiffsboote müssen übergeben werden, damit ein Verkehr mit dem Lande nur auf japanesischen Booten und mit Hilfe japanesischer Ruderer möglich sei; früher wurden den Schiffen sogar die Segel, das Steuerruder und die Kanonen genommen; dieses hatte man aber, als zu beschwerlich, später aufgegeben. Ferner werden alle Kisten mit Privatgut, welches nicht verkauft werden soll, überliefert, darunter auch eine sorgfältig vernagelte mit den Gebet- und Gesangbüchern der Mannschaft; denn es ist den Insassen der Factorie nicht nur jeder Gottesdienst verboten, sie dürfen auch nicht einmal in Gegenwart von Eingeborenen das Zeichen des Kreuzes machen oder über Religion sprechen. Demnächst beginnt die Visitation des Schiffes und der Mannschaft, die so scrupulös ist, daß den Sklaven sogar die Haare auf dem Kopfe durchsucht werden; die Betten werden aufgeschnitten, die kleinen Kisten ausgepackt, die größeren versiegelt, um in der Factorie eröffnet zu werden, die Bretter untersucht, ob sie vielleicht hohl sind. Bei Thunbergs Ankunft wurde sogar aus einem Vorrath von Eiern eines oder das andere herausgegriffen und zerschlagen, Butter und Käse durchbohrt u. s. f. Alle Waaren werden genau verzeichnet. Bisher hatten die Capitains das Privilegium genossen, daß ihre Taschen von einer Durchsuchung frei blieben; als es aber bekannt wurde, daß sie in ihren weiten Beinkleidern Manches einschmuggelten, war ihnen die Tracht weiter Beinkleider untersagt worden, und die verbotenen Waaren flüchteten sich nun unter einen weiten Staatsrock, der bei dem gemeinen Volke in Japan die Ansicht begründete, daß auffallendes Embonpoint eine unerläßliche Eigenschaft eines holländischen Schiffscapitains sei. Aber bei Thunbergs Ankunft war durch ein kaiserliches Decret auch der weite Staatsrock verfehmt worden: so weit geht der Zwang, dem sich die Holländer unterwerfen müssen, und sie dürfen sich darüber nicht beklagen; denn wer sich selbst erniedrigt, wird natürlich demgemäß behandelt. Japanesische Beamte überwachen

nun auch, Alles registrirend, das Ausladen und Befrachten des Schiffes. Geht ein Europäer von Bord in die Factorie, oder kehrt er von hier zum Schiffe zurück, so bedarf er eines Passes, muß sich, wie bemerkt, eines japanesischen Bootes bedienen und die Gesellschaft eines Beamten gefallen lassen; beim Landen erfolgt wieder eine strenge Visitation. Ein solches Uebermaß von Beaufsichtigung macht natürlich den Aufenthalt der Holländer, die ein Jahr in Dezima verweilen müssen, durchaus nicht beneidenswerth. Die kleine Insel, die nur Gebäude von Holz und Bambusrohr enthält, da steinerne nicht errichtet werden dürfen, ist mit einer hohen Mauer umgeben und steht mit Nangasaki durch eine steinerne Brücke in Verbindung, an deren Ende ein japanischer Wachtposten stationirt ist. Diesen kleinen, überdies mit Spionen besetzten Raum dürfen die Holländer ohne specielle Erlaubniß des Gouverneurs von Nangasaki nicht verlassen. Thunberg wünschte in der Umgegend der Stadt zu botanisiren; da man auf den Arzt der Factorie seiner nützlichen Kenntnisse wegen gern etwas mehr Rücksicht nehmen mochte, setzte das Gesuch den Gouverneur in nicht geringe Verlegenheit; abhängig, wie diese Personen sind, und nie vor Denunciationen sicher, wagen sie auch nicht den unbedeutendsten Schritt zu thun, ohne einen Präcedenzfall zu ihren Gunsten anführen zu können. Glücklicher Weise fand sich hier ein solcher, und Thunberg erhielt die gewünschte Erlaubniß; aber gründlichere historische Studien überzeugten den Gouverneur, daß der Arzt, dem früher diese Begünstigung zu Theil geworden, nur Unter-Arzt gewesen, und da Thunberg Ober-Arzt war, erhielt der Fall wieder ein sehr bedenkliches Ansehen, die Erlaubniß wurde zurückgezogen, und Thunberg mußte eine Zeit lang in dem Futter botanisiren, welches für das in der Factorie gehaltene Vieh herbeigeschafft wurde, bis es ihm gelang, den Gouverneur zu überzeugen, daß zwischen einem Unter- und Ober-Feldscher gar kein specifischer Unterschied existire. Dennoch sah er sich später bei seinen botanischen Excursionen stets von zahlreichen Spionen und Beamten begleitet, und da er diese beköstigen mußte, verursachte ihm jeder derartige Ausflug eine Ausgabe von 16 bis 18 Thalern. Auch bei der Reise, welche einige Beamte der Factorie früher alljährlich, jetzt nur alle vier Jahre an den Hof nach Yedo unternehmen, bleiben sie derselben Beaufsichtigung unterworfen; sie werden von Japanesen begleitet, dürfen mit den Landesbewohnern nicht verkehren und werden an den Ruhepunkten in Hinterhäuser einquartirt, von denen sie nur einen Hofraum überblicken können; an mehreren Orten finden natürlich wieder genaue Visitationen statt.

Wenn eine so scharf ausgeprägte Praktik des Argwolns und der ängstlichsten Ueberwachung während zweier Jahrhunderte von den Be-

hörden mit der grössten Unverdrossenheit durchgeführt wird, muß sich natürlich auch in dem Volke die Ansicht bilden, daß alle Fremde gefährliche Individuen seien, denen man durchaus nicht trauen dürfe; und die Unterwürfigkeit, mit der sich die Holländer allen diesen Chicanen fügten, mußte eben so natürlich andererseits auch in dem Gouvernement die Auffassung nähren, daß es nur ein selbstverständliches, in alten Zeiten durch bittere Erfahrungen gebotenes, jetzt durch die Gewohnheit geheiligtes und von der andern Partei willig anerkanntes Recht ausübe. Solchen Ideen gegenüber mußte die Forderung Perry's, den Amerikanern einige japanesische Häfen zu unmolesirtem Verkehr zu eröffnen, als ein unerhörtes Ansinnen erscheinen; die Isolirungs-Politik war in Japan zu alt, sie war durch das scheinbare Ausnahme-Verhältniß der Holländer zu weit ausgebildet worden und sie hatte sich — von dem Standpunkte Japans betrachtet — zu vortrefflich bewährt, als daß die Amerikaner hoffen durften, durch Verhandlungen, die von anderen Nationen schon oft erfolglos versucht waren, eine Aenderung zu ihren Gunsten herbeiführen zu können. Jedenfalls war so viel klar, daß die Verhandlungen durch eine imposante Streitmacht unterstützt werden müßten, wenn die Anträge überhaupt irgend eine Beachtung finden wollten.

Andererseits erschien die Unternehmung auch nicht durchaus hoffnungslos, wenn man den ursprünglichen Charakter des Volks, so weit er durch die Politik seiner Regierung nicht bedingt und wie er während der Zeit des portugiesischen Handelsverkehrs hervorgetreten war, in's Auge faßte. Es war klar, daß man es nicht mit einem Volke von angeborener und unbezähmbarer Wildheit zu thun hätte, das ausgerottet werden müßte, wenn sein Land zugänglich gemacht werden sollte. Auch von religiösem Fanatismus war dieses Volk fern, und in seiner Religion lag Nichts, was den Verkehr mit Fremden verbot. Als das erste portugiesische Schiff im Jahre 1542 durch Sturm an die Küste verschlagen wurde, fand seine Bemannung freundliche Aufnahme; der Anknüpfung eines Handelsverkehrs wurden keine Schwierigkeiten in den Weg gestellt; die portugiesischen Schiffe durften landen, wo sie wollten, und handeln, mit wem sie wollten. Noch in demselben Decennium kamen die Jesuiten in's Land, fromme und kluge Männer, predigten das Evangelium unbehindert und fanden in den Japanesen aufmerksame und geweckte Zuhörer. Ihre Zahl mehrte sich rasch; im Jahre 1588 betrug sie 113, die über das ganze Land zerstreut waren und mit einem Erfolge lehrten, der sie selbst in Erstaunen setzte; aus ihren Berichten erhellt, daß sie die Japanesen für das begabteste und zugänglichste Volk Ost-Asiens hielten. Sogar einige der mächtigsten Reichsfürsten traten zum Christenthum über, und das Volk folgte ihnen;

der Kaiser, ein Emporkömmling von hervorragenden Gaben, war dem Viceprovincial wohlgeneigt und verwehrte dem Orden nicht, an verschiedenen Orten liegende Gründe zu erwerben und Kirchen zu bauen. Die Insel Kiusiu war in Kurzem grofsentheils zum Christenthum bekehrt; unter den eben erwähnten 113 Jesuiten des Jahres 1588 befanden sich 47 Japanesen. Gleich günstige Erfahrungen machten die Engländer zur Zeit ihrer ersten Anwesenheit in Japan (1613); nach kurzen Verhandlungen hatten sie einen Vertrag abgeschlossen, dessen erste Artikel folgendermassen lauten:

„Art. 1. Wir ertheilen den Unterthanen des Königs von Großbritannien, nämlich Sir Thomas Smith, Gouverneur, und der Compagnie der Ostindischen Kaufleute, die freie Befugnifs, für alle Zeiten sicher nach den Häfen unseres japanischen Reiches zu kommen, mit ihren Schiffen und Waaren, ohne eine Einschränkung hinsichtlich ihrer Personen oder ihrer Güter; und hier zu wohnen, zu kaufen, zu verkaufen, zu tauschen, nach ihrer Gewohnheit mit allen anderen Nationen; und hier zu verweilen, so lange es ihnen gut dünkt, und abzureisen, wenn es ihnen gefällt.

Art. 2. Wir sichern ihnen Zollfreiheit zu für alle Waaren, die sie jetzt in unser Reich gebracht haben oder später bringen werden, und für diejenigen, die sie von hier zu einem fremden Hafen ausführen werden.“

Die Japanesen sind also, wie diese Thatsachen unwidersprechlich beweisen, von Natur keineswegs menschenscheu, auch nicht von so hartnäckigen Vorurtheilen besessen, dafs sie den Verkehr mit der übrigen Welt für gefährlich halten sollten. Sie zeigten vielmehr eine auffallende Bereitwilligkeit, mit anderen Völkern in Verbindung zu treten, und es fehlt auch nicht an Anzeichen, dafs sie schon vor mehr als zwei Jahrhunderten in der Entwicklung weit genug fortgeschritten waren, um die Vortheile eines solchen Verkehrs würdigen zu können. Ganz im Gegensatze zu anderen Völkern verriethen sie eine gewisse Vorliebe für das Fremde, die in ihrer angeborenen geistigen Regsamkeit, in ihrer Wisbegierde, in ihrem lebhaften Bestreben wurzelt, das fremdartige Neue nicht blofs äufserlich anzugaffen, sondern in seinem Zusammenhange zu verstehen und wo möglich durch eigene Thätigkeit zu reproduciren. Und die neulichen Erfahrungen der Amerikaner haben bewiesen, dafs in dem Charakter des Volks diese Grundzüge noch heut zu Tage in hervorstechender Weise vorhanden sind.

Es mußten ohne Frage sehr gewichtige Ereignisse sein, welche den japanesischen Hof zu einer der Volksneigung so sehr entgegengesetzten Politik drängten und ihn zwei Jahrhunderte hindurch in derselben festhielten. Man hat die Berichte der Holländer über die Er-

eignisse, welche die Vertreibung der Portugiesen zur Folge hatten, als leidenschaftlich und parteiisch anzweifeln wollen; aber wie erbärmlich auch die Rolle sein mag, welche die Holländer selbst bei jenen Begebenheiten spielten: was sie über das Gebahren der Portugiesen sagen, muß in den Hauptzügen wohl wahr sein, da es an und für sich, ohne zufällige Nebenumstände, z. B. ohne einen Thron- und dadurch bedingten Systemwechsel, einen so radicalen Umschwung hervorrufen konnte. Auch war dieser nicht ein plötzlich hereinbrechendes, sondern ein langsam, seit einem halben Jahrhundert gereiftes Ereigniß; nicht erst 1597, wie noch die neuesten Schriftsteller, Mac Ferlane und Hawks, angeben, sondern schon zehn Jahre früher war eine Christenverfolgung ausgebrochen. Die Habsucht der Portugiesen und das widerwärtige Treiben der Schaaren von Augustinern, Dominikanern und Franziskanern, die nach den ersten glücklichen Erfolgen der Jesuiten das Land überschwemmt und auszubeuten suchten, hatten sehr bald die Fremden und das Christenthum in Mißcredit gebracht. Diese Mönche hadernten unter einander und verlästerten gemeinsam den Jesuiten-Orden; und in den Berichten des letzteren treten die Thatsachen, welche das Volk mit Mißmuth und die Regierung mit Besorgniß erfüllen mußten, deutlich genug hervor: fanatische Predigten an öffentlichen Orten, gewaltsame Zerstörung der heidnischen Tempel und Götzenbilder, Zwangsbekehrung des Volks, sobald sich einer der Fürsten dem Christenthume zugewendet hatte, und vor allen Dingen eine unbesonnene Einnischung in die politischen Verhältnisse, wie sie namentlich in jener Zeit zu den unheilvollsten Ereignissen führen mußte. Das Feudalwesen hatte damals Japan in große Zerrüttung gebracht; die Reichsfürsten waren zum Theil fast selbstständig; sie bekriegten sich gegenseitig, um ihre Hausmacht zu erweitern und sich, wo möglich, auf den kaiserlichen Stuhl zu schwingen. In diese verworrenen Verhältnisse mischten sich die christlichen Eiferer und steigerten das Unheil, indem sie den blutigen Bürgerkriegen, namentlich auf der Insel Kiusiu, das Gepräge von Religionskriegen gaben. Auch die Jesuiten können wir in dieser Beziehung nicht von aller Schuld freisprechen, wie dies gewöhnlich geschieht. Ihre eigenen Berichte zeigen, daß sie bei den politischen Wirren die Hände überall im Spiel hatten und da, wo ihre Proselytenmacherei in Frage kam, die empörendsten Grundsätze aufstellten ¹⁾;

¹⁾ In dem Sendschreiben des Jesuiten Frois an den Ordensgeneral, vom 20. Februar 1588, das uns in einer fast gleichzeitigen deutschen Uebersetzung vorliegt („Jahrbrieff auß der gewaltigen unnd weitberühmbten Insel unnd Landschaft Japon, an den Ehrwürdigen Herrn General der Societet Jesu, den 20. Febr. Anno 88 geschriben. Darinnen vil gründtliche, denckwürdige Historien unnd Zeitungen, sonderlich der unuersehenlichen geschwinden veränderung, jetziger zeit Obersten Hauptstanz Japoniae, Quabacondono; Auch der großen, verwunderlich unnd lobwürdigen

sie bieten zahlreiche Beispiele dar, daß das Christenthum nicht bloß durch die Predigt des göttlichen Wortes, sondern auch durch Mord und Krieg Verbreitung und Befestigung suchte. Als das Reichsoberhaupt, durch solche Vorgänge bedenklich gemacht, die ersten Schritte gegen die Christen unternahm, ließen sich die durch ihre Erfolge verblendeten Priester zu Invectiven hinreißen, die ihre Lage nur verschlimmern konnten. Wenn z. B. in der unten angeführten Schrift ein Monarch, der die Jesuiten mit Güte überhäuft hatte, von ihnen gräulicher Tyrann, Wütherich u. s. f. genannt wird, so begreift man, daß schon im Jahre 1587 die christliche Propaganda die Richtung gegen das Staatsoberhaupt angenommen hatte. Schon damals erfolgte ein kaiserliches Decret, welches die christlichen Priester aus dem Lande verbannte.

Aber auch bei diesem Vorgange sind zwei Umstände besonders merkwürdig. Der Kaiser suchte nämlich den mit den Fremden angeknüpften Handelsverkehr dem Lande zu erhalten und sich nur der Priester zu entledigen, weil sie „das Volk zu Aufruhr und Ungehorsam gegen ihrer Herren Gesetze“ und „alle gute Ordnung und guten Gesetze in Japan zum Scheitern brächten“. Das Decret verordnet nämlich, nach der Uebersetzung in der unten angeführten Schrift, wörtlich Folgendes: „Weil die Gewerb und Handelsachen von disen erzehlten Dingen weit unterscheiden, seind wir zufriden, daß dieselbige vonn menigklichen unverbhindert getriben werden. Zum fünfften bewilligen und vergunnen wir, daß fürohin nit allein die Kauffleuth, sonder auch alle andere, so aus India kommen, im fall sie sich in Religion Sachen

standhaftigkeit der newen angehenden unnd allbereyt getaufften Christen. Zu trost und mehrer aufferbawung den Guthertzigen, in eyl, aus der Italienischen in unser Hochteutsche Sprach gebracht. Gedruckt zu Dilingen, durch Johannem Mayer, 1590) — in diesem Schreiben kommt z. B. über den Fürsten von Bungo, einen der eifrigsten Christen und mächtigsten Vasallen, der von den 9 Königreichen der Insel Kiusin bereits 5 in seine Gewalt gebracht hatte, folgender Passus vor: „Der König auß Bungen hat wegen defs grofsen verlusts, so er in Fiunga (Fiuga) erlidten, wenig Macht gehabt, dann er sich nit allein in so vilen anstössen und orthen nicht hat mögen beschützen, sondern auch inn Bungo selbstn hat er genugsam zu schaffen gehabt, wegen der vilfältigen Vernolgungen, so ihme widerfahren, darumben daß er ein Christ worden, dann jederman sagte, daß der ursachen das Kriegsbeer wäre geschlagen worden, unnd so er mit dem Leben daron käme, wurde er nicht wenig thun. Es hat sich auch die Sach vonn Tag zu Tag dermassen verändert, daß sich auch zwen große Herren in Bungo selbstn haben auffgeleynt, also, daß an allen orten sich ein blutiger Krieg wider den König auß Bungo hat erhaben, unnd wenig gefehlt, er wäre umb alles kommen, und auß seinem Königreich vertriben worden. Nichtsdestoweniger ist König Franciscus von Bungo also klug, fürsichtig unnd weiß gewesen, daß er letstlichen die Sachen zu Bungo dahin gebracht, daß die fürnembste Häupter der Feind seind umbgebracht worden, unnd nach zweyen Jahren hat er das gantz Königreich Bungo wieder zu gutem Frieden gebracht.“ Solches ist den „Guthertzigen zu mehrer aufferbawung“ gedruckt!

und welche die Gesatz Camis und Fotoques belangen, nicht einmischen noch denselben einige verhindernufs unnd widerstand thun werden, inn Japon ihren freyen und offnen zugang haben mögen.“ Nichts zeigt deutlicher als diese Verfügung, das die Japanesen, weit entfernt von einer eingewurzelten Abneigung gegen den Fremdenverkehr, den Nutzen des letzteren für das eigene Land wohl zu würdigen wußten, und es ist höchst wahrscheinlich, das dieselbe Auffassung auch noch später vorwaltete, als nach Vertreibung der Portugiesen den Holländern ein wenn auch beschränkterer Handel verstattet wurde; wie denn auch von einigen Seiten ausdrücklich berichtet wird, das die Vertreibung der Portugiesen erst dann wirklich ausgeführt wurde, als die Holländer versprochen hatten, künftig dieselben Erzeugnisse in das Land einzuführen.

Zweitens ist es sehr lehrreich, das selbst die bloße Ausweisung der Priester in Japan als eine ganz ungewöhnliche Maßregel Aufsehen erregte und von den gebildeteren Volksklassen, sogar von solchen Männern, die noch Heiden waren, gemißbilligt wurde. Ein großer Theil des Adels hielt diese Verfolgung der Christen, wie der Jesuit Frois sich ausdrückt, „für eine fremde ganz unbillige Sach“, „weil doch jederzeit in allen Japonischen Königreichen frey gelassen, das ein jeglicher die weiß zu leben an sich nemme, so ihn am besten zu sein gedächte, und nachdem er solliche einmal an sich genommen, dieselbige seines gefallens widerumben zu verlassen unnd ein andere anzunehmen, so oft ihn geliebte.“¹⁾ Zahlreiche einzelne Thatsachen bestätigen diese Angabe; religiöse Intoleranz war in Japan nicht heimisch.

Aber die christlichen Priester, ungewarnt durch die Vorgänge der Jahre 1587 und 1588, setzten ihr unverständiges Treiben fort, sobald die drohendste Gefahr vorübergegangen war. In den Jahren 1597 und 1612 zog sich ein neues Ungewitter über ihren Häuptern zusammen; aber die endliche Verbannung aller Portugiesen wurde doch erst 1637 beschlossen, als ein Schreiben, in welchem sie den König von Portugal aufforderten, mit Heeresmacht in Japan zu landen, die Dynastie zu stürzen und ein christliches Reich zu begründen, von den Holländern aufgefangen und dem Kaiser von Japan überliefert war. Was die trüben Erfahrungen der letzten 50 Jahre hatten rathsam erscheinen lassen, war jetzt eine von der Pflicht der Selbsterhaltung gebotene Nothwendigkeit geworden.

Aus der Prüfung dieser historischen Thatsachen ergiebt sich, das die Isolirungs-Politik des japanischen Hofes keineswegs ein Product

¹⁾ Jahrbrieff etc. Blatt 86 und 87.

des Volkscharakters, keinswegs mit dem Wesen des Volkes innig verwachsen und von demselben unzertrennlich ist, sondern dafs das Land durch zufällige Ereignisse in sie hineingedrängt wurde. Wenn nun diese Bemerkung zu der Hoffnung ermuthigte, dafs es auch ohne Blutvergiessen möglich sein dürfte, die Politik des Landes in eine andere, den natürlichen Gaben und dem Charakter des Volkes angemessenere Bahn zu lenken, so mußte andererseits die Thatsache, dafs sich Japan seit zwei Jahrhunderten an diese Absonderung gewöhnt hatte, und dafs ein so streng und consequent durchgeführtes System auch auf die Anschauungen und den Charakter des Volkes umgestaltend eingewirkt haben konnte, diese Hoffnung erheblich dämpfen und die Ueberzeugung einflößen, dafs die Durchführung jener Aufgabe jedenfalls mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft sein werde. Da es hier nicht galt, den Charakter des Volkes, sondern ein politisches System umzugestalten, hatte Commodore Perry die Beamten, die Träger und Werkzeuge dieses Systems, als seine vornehmsten Gegner zu betrachten; er mußte an den eigentlichen Sitz des Uebels, in die Nähe des Hofes, vordringen, unter allen Umständen Conferenzen mit den höchsten, einflussreichsten Beamten herbeizuführen suchen, und durfte sich durchaus nicht in dem von der Hauptstadt so weit entfernten Nangasaki durch Verhandlungen mit untergeordneten Behörden, die auch für das unbedeutendste Zugeständnis erst die Zustimmung der gesammten Beamtenhierarchie einholen mußten, hinhalten lassen; er mußte den herrschenden Klassen mit eben so großer Festigkeit, wie dem von Natur gut gearteten Volke mit Freundlichkeit begegnen; jenen durch Entfaltung von Macht, Würde und Consequenz imponiren, dieses durch Güte gewinnen; vor Allem aber mit Nachdruck geltend machen, dafs es ein Grundsatz der Vereinigten Staaten sei, sich nicht in die politischen oder religiösen Verhältnisse anderer Länder einzumischen, dafs sein Gouvernement sich nicht einmal um den religiösen Glauben der eigenen Staatsbürger kümmere, dafs also eine Wiederkehr der Ereignisse, welche Japan zu seiner Isolirungspolitik bestimmt hatten, in Folge des Verkehrs mit Amerika nicht zu gewärtigen wäre. Wollte er sich nicht von vornherein auf das Niveau der Holländer stellen und sich schmähseligen Zumuthungen und Chicanen aussetzen, welche Reibungen und Feindseligkeiten zur unausbleiblichen Folge gehabt hätten, so mußte er namentlich in Bezug auf einige Punkte seiner Mission, die Behandlung der Schiffbrüchigen und derjenigen Fahrzeuge, die durch Unwetter oder Mangel an Lebensmitteln in japanesische Häfen getrieben wurden, deutlich zu erkennen geben, dafs er hierin nicht eine Gunst zu erbitten, sondern ein Recht zu fordern beabsichtige; und wenn dieser Ton wirken sollte, mußte eine ansehnliche Streitmacht zeigen, dafs die Ver-

einigten Staaten auch im Stande wären, dieses Recht eventuell zu erzwingen.

Das Gouvernement der Vereinigten Staaten, welches die Expedition beschloß, war in der That von diesen Anschauungen ausgegangen und hatte dem Commodore ein Geschwader von 11 Fahrzeugen bestimmt, darunter ein Linienschiff, 2 Dampffregatten, eine Corvette und 3 Kriegssloops. Aber die Marine der Union befindet sich bekanntlich nicht in glänzenden Umständen: für einige Schiffe fehlte es an Mannschaft, andere waren in so schlechtem Zustande, daß sie vor einer so weiten Reise zeitraubender Reparaturen bedurften; als nach neunmonatlichem Verzuge der Dampfer Princeton in Stand gesetzt war, zeigte sich im Moment der Abfahrt die völlige Unbrauchbarkeit seiner Maschine; er mußte zurückbleiben und der Commodore mit einem einzigen Schiffe die Expedition antreten. Bald nach seiner Abfahrt brachte die neue Präsidentenwahl die Demokraten an das Staatsruder, die über die Dringlichkeit der Unternehmung kühlere Ansichten zu hegen schienen, so daß Perry's wiederholte Mahnungen, sein Geschwader oder wenigstens seine Mannschaft zu verstärken, in Washington kein Gehör fanden. Als der Commodore in den chinesischen Gewässern anlangte, sah er sich nicht an der Spitze des ihm verheißenen stattlichen Geschwaders von 11 Schiffen, sondern er hatte nur fünf Fahrzeuge zu seiner Verfügung, von denen eines (Susquehannah) in so schlechtem Zustande war, daß die Regierung seine Zurücksendung wünschte, wenn es nicht unentbehrlich sei (Depesche vom 25. April 1853). Der Commodore konnte seine an sich geringe Streitmacht unmöglich noch mehr schwächen: er sah sehr deutlich, daß, je imposanter sie war, desto eher ein friedlicher Verlauf der Unterhandlungen zu hoffen war.

Schon während seines Aufenthalts in den chinesischen Gewässern hatte Perry Gelegenheit, die Voraussicht und kühle Berechnung an den Tag zu legen, die ihn während der ganzen Unternehmung ausgezeichnet haben.

Holland hatte dem Gouvernement der Vereinigten Staaten die officielle Anzeige gemacht, daß es den Chef der Factorie in Dezima angewiesen habe, die amerikanische Unternehmung nach Kräften zu unterstützen, und kaum war Perry in Shanghai angelangt, als er von dem General-Gouverneur von Niederländisch-Indien ein hierauf bezügliches Schreiben erhielt. Da die Streitmacht, über welche der Commodore verfügte, so weit hinter dem ursprünglichen Anschläge zurückgeblieben war, lag die Gefahr nahe, daß ihm die Cooperation einer mit dem japanesischen Wesen so vertrauten Nation als eine wünschenswerthe Aushilfe erscheinen würde. Aber Perry hatte die Verhältnisse, unter

denen er wirken sollte, gründlich genug studirt, um sich sagen zu können, daß Verhandlungen der Holländer schon in Folge der demüthigenden Stellung, in der sie sich den Japanesen gegenüber befanden, nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätten; nachträglich haben wir erfahren, daß sogar ein eigenhändiger Brief des Königs von Holland an den japanesischen Kaiser von 1844, in welchem eine Milde- rung der Isolirungs-Politik angerathen wurde, einen kurzen abschläg- lichen Bescheid zur Folge gehabt hat. Außerdem mochte sich Perry, wenn er sich an die Zähigkeit erinnerte, mit welcher die Holländer ihr Handelsmonopol aufrecht zu erhalten gesucht hatten, auch eines Zweifels an der Aufrichtigkeit holländischer Cooperation nicht erwehren können, und der sonderbare Inhalt des von dem General-Gouverneur an ihn gerichteten Schreibens war nur geeignet, diese Zweifel zu be- stärken. Der General-Gouverneur theilte darin mit, daß er schon vor Ankunft des Befehls seiner Regierung, die amerikanische Expedition zu unterstützen, dem Chef der Factorie in Dezima die allgemeine Weisung ertheilt habe, auf eine Erleichterung des Fremdenverkehrs hinzuwirken; jetzt halte er es aber nicht für rathsam, ein Kriegs- schiff mit neuen Instructionen für diesen speciellen Fall nach Dezima zu senden, um nicht den Verdacht der japanesischen Regierung zu er- regen; er wolle jedoch dem Commodore eine solche Instruction mitgeben, damit er selbst sie dem Chef der Factorie einhändige, falls er dessen Mitwirkung wünsche; sollte der Chef aber bereits Verhandlungen an- geknüpft haben, so würde eine Einmischung der Amerikaner den Er- folg derselben ernstlich gefährden. Der Zweck dieser Diplomatie liefs sich errathen und er ist jetzt vollkommen deutlich: die Verhandlungen mit Japan sollten ausschließ- lich in die Hände der Holländer gespielt, und — wenn dieses nicht möglich war, die amerikanische Diplomatie mindestens in das gefährliche Fahrwasser der holländischen gelenkt und mit dieser zu gleichem Mißgeschick verknüpft werden; besonders auffällig war der Versuch, den Commodore nach Dezima zu locken, wo aus den bereits angeführten Gründen alle Verhandlungen aussichts- los waren. Wir wissen nämlich jetzt, daß der Chef der Factorie in De- zima schon vor der Ankunft Perry's in den chinesischen Gewässern als Grundlage seiner Verhandlungen einen den Amerikanern sorgfältig ver- heimlichten Vertragsentwurf erhalten hatte, der allerdings eine Erleich- terung des auswärtigen Handelsverkehrs bezweckte, dessen eigentlicher Kern aber in der Clausel lag, durch welche Japan verpflichtet werden sollte, mit fremden Nationen nur auf den in dem Entwurf genau verzeichneten Grundlagen Verträge zu schließen; wir wissen fer- ner, daß der Chef die Verhandlungen mit Japan bereits begonnen und ihren Abschluß, unter Hinweisung auf die amerikanische Expedition

und die Gefahren, welche dem japanesischen Reiche drohen würden, wenn seine Vorschläge unbeachtet blieben, zu beschleunigen gesucht hatte ¹). Wenn nun den Commodore schon zu der Zeit, als er noch in den chinesischen Häfen verweilte, das Gerücht erreichte, daß die Japanesen ihre Küsten befestigten, — ein Gerücht, welches sich später als begründet erwies; — wenn er ferner in dem Schreiben des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien die auffallende Bemerkung las, daß den Japanesen die amerikanische Expedition nicht durchweg als eine vollkommen friedliche dargestellt wäre: so schloß er mit Recht, daß derartige, den Erfolg seiner Mission erschwerende Insinuationen den Japanesen nur durch die Holländer gemacht sein konnten, das einzige europäische Volk, mit dem sie verkehrten ²). So wuchsen die Schwierigkeiten; aber Perry liefs sich nicht unstricken; war die materielle Macht, über die er verfügte, auch nicht so ansehnlich, als er es gehofft und gewünscht hatte, so zog er es doch vor, auf eigenen Füßen zu stehen, um nicht in die Irrgänge und Fallstricke der niederländischen Diplomatie zu gerathen.

Andere Schwierigkeiten erhoben sich in Folge des chinesischen Bürgerkrieges und schienen den Commodore zu einer bedenklichen Zersplitterung seiner Streitmacht zwingen zu wollen. Ein Ansuchen des Gouverneurs von Shanghai, ihm Unterstützung zu gewähren, falls er von den Insurgenten angegriffen würde, konnte Perry zwar unbedenklich zurückweisen; aber die in Shanghai lebenden amerikanischen Kaufleute und vor Allen der amerikanische Geschäftsträger, Mr. Marshall, erhoben andere Anforderungen, die nicht so leicht von der Hand gewiesen werden konnten. Inmitten der Verwirrung des Bürgerkrieges

¹) Der Chef von Dezima setzte dem Gouverneur von Nangasaki auseinander, *what he deemed the principles which were for the Japanese interest, and which should predominate in the negotiations which he thought might result from the anticipated propositions of the United States; for both he and the Japanese knew that our squadron was on its way. He concluded his letter as follows: „His Majesty, the King of the Netherlands, expects that the peace of the Japanese Empire can be preserved, if the government of Japan will answer the propositions of the United States in the manner indicated,“ — that is, on the bases set forth in the Dutch draft of a treaty. Hawks p. 84.*

²) Das unter den Congress-Vorlagen abgedruckte Schreiben der Holländer trägt das Datum 22. September 1852, ist also zu einer Zeit abgefasst, in welcher die amerikanische Expedition in China noch keine allgemein bekannte Sache sein konnte; Perry langte erst am 7. April 1853 in Hongkong an. Die betreffende Stelle des Schreibens lautet: *I beg to remark, in view of the object at present contemplated by both our governments, that in case the Netherlands chief of the factory at Dezima should have succeeded in opening negotiations with the government of Japan, it is not unlikely, that any proof of co-operation between America and Holland would prejudice these negotiations, as you are aware that the American expedition to Japan has not always been represented to be of a wholly friendly and peaceful character.*

war es Mr. Marshall noch nicht möglich gewesen, seine Creditive zu überreichen; er hatte sich schon vor längerer Zeit deshalb schriftlich an den chinesischen Premierminister gewendet und es war ihm Hoffnung gemacht, daß er binnen 4 Wochen eine Antwort erhalten würde. Als diese Frist fruchtlos verstrichen war, vertröstete man ihn damit, daß der Bescheid vor zwei oder drei Monaten nicht eintreffen könne, und Mr. Marshall schloß hieraus, daß sein Schreiben nicht an den Minister befördert sei. Es blieb ihm nun seiner Ansicht nach Nichts übrig, als sich selbst nach Peking zu begeben und seine Creditive persönlich zu überreichen, und um seiner Erscheinung größeren Nachdruck zu verleihen, verlangte er, auf einem amerikanischen Kriegsschiffe dorthin befördert zu werden. Er machte geltend, daß seine Accreditation gerade des Bürgerkrieges wegen, durch den amerikanischen Eigenthum gefährdet werden könne, besonders dringlich werde; der Handel Amerika's mit China stehe auf dem Spiel, er könne, wenn die diplomatische Einwirkung auf den Kaiser jetzt, zur Zeit seiner höchsten Bedrängniß, durch ein imposantes Geschwader unterstützt werde, mächtig gefördert werden, aber auch ganz zu Grunde gehen, wenn die amerikanischen Interessen in so verworrener Zeit keinen legitimen und anerkannten Vertreter hätten. Diese Angelegenheit zu einer befriedigenden Erledigung zu bringen, sei wichtiger als die japanesische Expedition; denn die letztere beruhe eben auf der Voraussetzung eines lebhaften Handels zwischen Amerika und China.

Glücklicherweise sah Perry weiter als Mr. Marshall. Seitdem die Insurgenten Nanking besetzt hatten, war der Thron des Kaisers sehr in's Schwanken gerathen und der Sturz der herrschenden Dynastie konnte nicht mehr als ein unmögliches Ereigniß betrachtet werden; in jedem Falle hatten Verhandlungen, die unter so unsichern Verhältnissen abgeschlossen wurden, einen zweifelhaften Werth. Daß das Experiment, mit einem Kriegsschiffe an der Mündung des Peiho zu erscheinen, das gewünschte Resultat herbeiführen würde, war ungewiß; aber es konnte ernste Verwickelungen verursachen und die Amerikaner einer der beiden streitenden Parteien entfremden, — vielleicht gerade derjenigen, die schließlich den Sieg davon tragen würde. Am wenigsten schien es damals rathsam, mit der zur Zeit noch herrschenden Dynastie in engere Beziehungen zu treten; denn die Insurgenten-Chefs huldigten, allen Nachrichten zufolge, in Bezug auf den Verkehr mit Fremden viel liberaleren Ansichten, als sie je in China zur Geltung gekommen waren, und vom commerciellen Standpunkte aus war dieser Partei der Sieg zu wünschen. Hierauf stützte sich Perry's politische Beurtheilung der chinesischen Wirren, die ihn bestimmte, Mr. Marshall's Gesuch abzulehnen. Er selbst spricht sich noch im Laufe desselben

Jahres folgendermaßen aus: „Es ist sicherlich die richtige Politik der Vereinigten Staaten und Englands, — der beiden einzigen Mächte, welche ausgedehnte Handelsverbindungen mit China unterhalten, — ruhig zu bleiben, die richtige Zeit zum Eingreifen abzuwarten, und wenn sie kommt, die Lehre von den internationalen Rechten und Freiheiten mit Energie zur Geltung zu bringen, und von einer offenen Anerkennung freierer commercieller und socialer Wechselbeziehungen, wie unseres Rechts, einen Residenten in Peking zu haben, Nichts abzulassen. Die Amerikaner werden mit mehr Gunst betrachtet, als die Engländer, da die Chinesen noch voll Unwillen an die Ereignisse des Opium-Krieges denken, und ich bin überzeugt, daß wir bei den Verhandlungen in Vortheil sein werden, vorausgesetzt, daß wir keinen falschen Schritt thun, so lange das Endresultat des Bürgerkrieges noch nicht vollständig sicher ist. Eine freundliche Annäherung an die eine Partei würde unsere Interessen bei der andern gefährden, wenn wir uns unglücklicherweise der unterliegenden genähert haben sollten. Hierin liegt einer der Gründe, die mich bestimmten, eine Mitwirkung bei dem Versuch Mr. Marshall's, Peking zu erreichen, abzulehnen, — einem Versuch, der meiner Ansicht nach gescheitert sein und nachtheilige Folgen herbeigeführt haben würde. Wenn wir uns nicht einmischen, können unsere Beziehungen zur tatarischen Dynastie, falls sie triumphiren sollte, nicht im Mindesten leiden; siegt aber die revolutionäre Partei, so haben wir doppelten Gewinn. Deshalb ist für jetzt eine „meisterhafte Unthätigkeit“ unsere beste Politik.“¹⁾

Dagegen konnten die Wünsche der amerikanischen Kaufleute nicht unberücksichtigt bleiben. In Shanghai allein besaßen sie ein Eigenthum im Werthe von 1 Million bis 1,200,000 Dollars, und dieses war nicht mehr sicher, als die Insurgenten so weit vorgerückt waren, daß sie in 35 Stunden vor der Stadt erscheinen konnten. Allerdings hatten die Aufständischen fremdes Eigenthum bisher respectirt und ihre Chefs hatten in dieser Beziehung beruhigende Zusicherungen gegeben; aber alle Nachrichten stimmten darin überein, daß die Disciplin in ihrem Heere nicht die beste sei, und die unausbleiblichen Folgen eines Bürgerkrieges hatten sich auch darin gezeigt, daß die Umgegend der größeren Städte, namentlich im Süden, von Räubern wimmelte. Es war also immerhin möglich, daß die amerikanischen Kaufleute eines Schutzes bedürftig wurden, und Commodore Perry entschloß sich deshalb, von seinem kleinen Geschwader die Kriegssloop Plymouth unter Commander Kelly in den chinesischen Gewässern so lange zurückzulassen, bis die dringendste Gefahr vorüber war.

¹⁾ Depesche an den Marinesecretair d. d. Macao 31. Aug. 1853.

Dieses Opfer war nicht unbedeutend; denn acht Tage vor der Abreise Perry's nach dem Schauplatze seiner Thätigkeit waren aus Japan bestimmtere Nachrichten angelangt, daß die dortige Regierung ausgedehnte kriegerische Vorbereitungen treffe, um die amerikanischen Schiffe zu empfangen ¹⁾; der Commodore mußte also bei dem Versuche, in einen der japanesischen Häfen einzulaufen, auf Feindseligkeiten gefasst sein, zu deren kräftiger Abwehr ihn seine Instructionen ermächtigten. Das Geschwader, welches er den ungastlichen Küsten entgegenführte, bestand aus zwei Dampffregatten (Susquehanna und Mississippi), der Kriegssloop Saratoga und dem Transportschiff Supply. Das waren die Mittel, mit denen er eine Aufgabe lösen sollte, welche nach einer zweihundertjährigen Erfahrung durch bloße Verhandlungen nicht erledigt werden konnte.

Die wohlüberlegte und consequente Politik, durch welche Perry dennoch sein Ziel erreichte, werden wir in einem besonderen Artikel auseinander zu setzen versuchen. K. N.

XV.

Der Mineralreichthum Grönlands.

Von H. Rink.

Aus dem Dänischen von A. v. Etzel.

In dem Küstenlande von Nordgrönland finden sich zwei ganz verschiedene geognostische Gebilde, nämlich Trappmassen, die wol zwei Drittel des Areal bedecken, und ältere krystallinische Gesteine, welche den übrigen Theil des Landes einnehmen und wahrscheinlich auch die Grundlage der ersteren bilden. Die krystallinischen Gesteine sind wol nur eine Fortsetzung derjenigen Massen, die Südgrönland erfüllen, ohne daß sie jedoch im Norden so reich an seltenen Mineralien, besonders Metallen, wie im Süden wären; wenigstens haben sich bisher nur hier und dort Spuren davon gezeigt. Der Trapp hingegen und die mit ihm in Verbindung hervortretenden Kohlenbildungen sind dem nördlichen Theile des Küstenlandes eigenthümlich und kommen in Südgrönland nicht vor. In beiden

¹⁾ *Accounts from Japan state that extensive warlike preparations have been made to meet our ships, which indicate a determination in the government to adhere to its exclusive policy.* Depesche vom 16. Mai aus Shanghai.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [NS_1](#)

Autor(en)/Author(s): Neumann Karl

Artikel/Article: [Die amerikanische Expedition nach Japan 306-325](#)